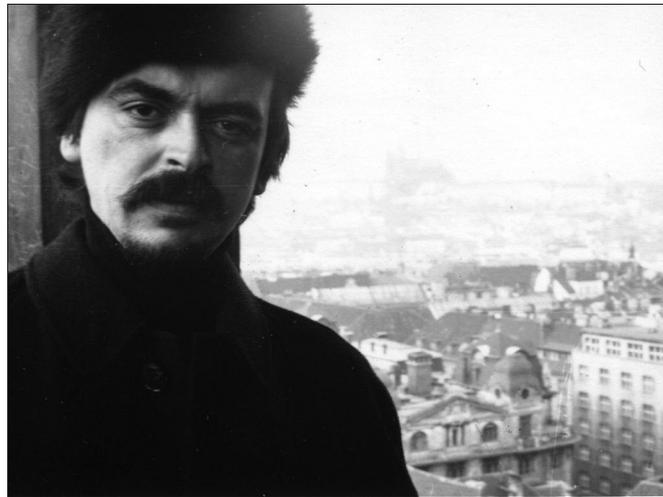


Begegnungen und Augenblicke

Zum 70. Geburtstag von Peter Paul Wiplinger. Mit ihm sprach Dieter Scherr

Welchen Stellenwert hat das Reisen, das Ergründen des Fremden, der Austausch mit Kolleginnen und Kollegen für Ihre literarische Arbeit?

Wiplinger: Der erste Band der fünfbandigen bei Rötzer erschienenen Ausgabe mit meinen Gedichten trägt den Titel „Unterwegs. Reise- und Aufenthaltsgedichte 1966–1996“. Und meine Korrespondenz über Jahrzehnte in x-tausend Briefen, aber auch meine fotografischen Porträts von in- und ausländischen Dichterkolleginnen und -kollegen, von Autorinnen und Autoren meine Beziehung zum vorerst Fremden widerspiegeln, das ich immer versucht habe zu ergründen und in meine Nähe und mich in Beziehung zu ihm zu bringen. Deswegen, weil ich allem Hergekommenen, sowohl dem, was man glaubt, als auch als Weltbild mir übermittelte, zutiefst mißtraute, und ich mich lieber auf den Weg machte, im wahrsten Sinn des Wortes, um die Welt und die Menschen selber zu sehen, mich darauf einzulassen auf dieses Begegnen, Schauen, Erleben, mir das als der einzig gangbare Weg erschien und noch immer erscheint. Fragen stellen, miteinander reden, schauen, wie das/der andere, der wirklich andere (der nicht „zu uns gehört“) ist, versuchen, ihn zu verstehen, mit ihm etwas zu teilen, gemeinsam zu



1973 in Prag

erleben, etwas Gemeinsames – Gegenwärtiges, das später zur Erinnerung wird – aufzubauen. Das ist es: Über den eigenen, begrenzenden Tellerrand hinauszuschauen, das Abenteuer (des Lebens) zu suchen und wenn möglich, auch darin zu bestehen – wobei Irrwege, Enttäuschungen, Abstürze und zeitweilige Katastrophen nichts Außergewöhnliches sind, sondern einfach dazugehören.

Ein gewisses Mißfallen etlicher Zeitgenossen an jeglicher Ausprägung von Devianz gehört wohl auch zum Künstlerdasein dazu?

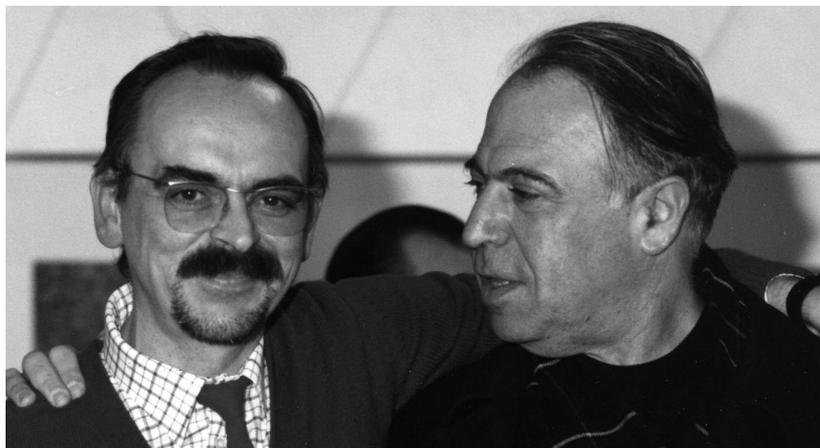
Wiplinger: Ich wollte und will lieber ein in der Einschätzung manch anderer frag-

würdiges Leben – wozu auch meine Literatur gehört – leben als ein von mir so genanntes „amputiertes Leben“, das Menschen nur zu Neurotikern und Krüppeln macht. Als Mühlviertler spürte ich jahrzehntelang schmerzhaft die nahen Staatsgrenzen, die mich einengten – und mich zum Aufbruch trieben. Schon mit zehn, zwölf Jahren bin ich über den Zaun des Internats des Bischöflichen Knabenseminars Kollegium Petrinum in Linz gestiegen

und in die Stadt hinunter abgehauen, bin dort mit zwei Schilling, die ich mir von meinen beiden Brüdern als Beitrag für Essenskauf erbettelt habe, ins Ohne-Pause-Kino gegangen und habe mir die Wochenschau und anderes angeschaut. Mit etwa 15 ging es per Autostop nach Italien, dort strawanzte ich zwei Wochen herum. Ich kam nach Florenz, in die Toskana, nach Venedig. Später bin ich noch viel gereist. Heute kann ich das leider nicht mehr so gut. Also reise ich im Kopf, also reise ich weiter – bis zum Ende aller Reisen. Interessante Begegnungen freuen mich immer. Gemeinsame Erlebnisse, auch wenn sie nur von kurzer Dauer sind und für jeden von uns verschieden erfahren werden, verbinden. Und das ist einfach bereichernd, das ist schön, ja wunderbar.

Hatten Sie schon als Jugendlicher Kontakte zu Autorinnen und Autoren?

Wiplinger: Der jüngste Dichter, dem ich in meinem Leben begegnet bin, war Gert Jonke; damals gerade 16 Jahre alt. Das war im „Café Ingeborg“ im Klagenfurt der frühen 1960er Jahre. Jonke war ein schwächliches Bürschchen, sehr schweigsam, sehr freundlich, sanftmütig. Später trafen wir uns ein paarmal in Wien, wo er sich an der Universität inskribiert hatte. Was er studierte, weiß ich nicht mehr. Die meiste Zeit saß er ohnehin in seinem Einbettzimmerchen im Internationalen Stu-



Mit György Sebestyén in der Kleinen Galerie, Wien 1983



Bei einem Poesie-Festival in Struga am Ohridsee, Jugoslawien 1982

Foto: Archiv Wiplinger

dentenhause in Döbling und schrieb mit seiner Füllfeder in ein dickes Buch. Wir gingen manchmal spazieren, nicht in der Innenstadt, sondern meistens am Stadtrand. Das Treiben dort interessierte ihn sehr. Wir waren in alten, unversperrten Zinshäusern mit Bassenwohnungen, Wasser und WC am Gang. Der Jonke war auf alles neugierig. „Wie heißt diese Pflanze“, fragte er mich einmal in einem Stiegenhaus in Hernalds, als er am Fenster eine große grüne, in Dolden blühende Zimmerpflanze sah. „Das ist eine Clivia“, sagte ich, „das ist die Hausmeisterpflanze in Wien; sie überwintert auf den Fenstern am Gang.“ Jonke war fasziniert, jedes kleinste Detail interessierte ihn. Als ich das nächste Mal bei ihm im Studentenheim war, zeigte er mir wieder sein dickes Buch, eigentlich war es ein Block in der Art eines gebundenen Buchs, und wies auf die beschriebenen Seiten. „Ich habe alles aufgeschrieben“, sagte er, „ich habe alles aufgeschrieben, was ich gesehen und was ich mir dabei gedacht habe“. Das war knapp vor seinem ersten Buch, dem „Geometrischen Heimatroman“ und noch vor dem Bachmann-Preis. Irgendwann brach er sein Studium ab, ging nach Klagenfurt zurück, und wir verloren einander für Jahrzehnte aus den Augen. Wenn wir uns später manchmal über den Weg liefen und ein paar belanglose Worte wechselten, schien er sich über unser Zusammentreffen zu freuen, aber irgendwie trennte uns eine nahezu sprachlose Verlegenheit. Das letzte Mal traf ich ihn am 28. Oktober 2008 auf einem Bahnsteig der U3. Ich machte ein Foto [Anm.: s. „Autorensolidarität“ 1-2/09, S. 24]. Darauf hat er dieses sanftmütige, etwas verlegene Lächeln, das eine gewisse Friedfertigkeit ausdrückt, wie mir scheint – so

War das Klagenfurter „Café Ingeborg“ seinerzeit ein Künstler-Treff?

Wiplinger: Ja – und für mich war es sehr praktisch, weil ich in einem Heuhaufen in einer überdachten Hütte gleich unten beim Lendkanal mein Nachtquartier hatte. Daneben stand angebunden mein Moped, mit dem ich in einer 16-Stunden-Fahrt von Wien nach Klagenfurt gefahren war. Bei einem oder auch mehreren Treffen im „Café Ingeborg“, die oft bis spät in die Nacht dauerten und angefüllt mit Gedanken und anregenden Gesprächen waren, war damals auch der junge, rebellische Werner Kofler dabei. Er und Jonke sind später einmal nach Wien gekommen und haben bei mir daheim Station gemacht. Der Kofler konnte aufbrausend sein, der Jonke hingegen war stets ruhig, unterbrach nie mein Reden, lächelte nur, manchmal wie so vor sich hin, begehrte nie auf, machte höchstens da oder dort einen Einwand, eine Ergänzung, teilte ei-

ne Überlegung mit, stellte eine Frage oder stellte etwas in Frage. Werner Kofler war von allem überzeugt. Alles war so, wie es war – oder auch nicht, egal. Der Kofler war ein Realist, der Jonke ein Phantast, im besten Sinn des Wortes. Mit ihm redete ich viel über Musik. Ich hatte damals – wenn auch oft kein Geld und fast nichts außer Erdäpfelpüree mit Rindsleber (billig!) zu essen – so doch schon einen Donauland-Kofferplatten-spieler, auf dem ich klassische Musik abspielte. Am liebsten Klavierkonzerte. Einmal war Jonkes Mutter zu Besuch – richtiger gesagt: zum Nachschauen, ob der Bub auch einen anständigen Umgang habe – bei mir in meiner Bude in der Blumengasse im siebzehnten Bezirk. Als sie hörte, daß ich klassische Musik und da vor allem Klavier liebe, war sie beruhigt. Sie war ja ausgebildete Pianistin. Noch

heute sehe ich sie vor mir im alten, mit blauem Stoff überzogenen und wohl hundert Jahre alten Sessel sitzen. Zu dritt hörten wir ein Klavierkonzert.

Welche Lokale frequentierten Sie damals in Wien?

Wiplinger: Zum Beispiel das legendäre „Café Sport“, ein Literaten-, ein Anarchistencafé, in dem man alle treffen konnte, die im „Hawelka“ Lokalverbot hatten. Unter den Stammgästen war auch der wildeste und verrückteste Dichter jener Zeit, nämlich Hermann Schürrer. Er hat sich mit dem Saufen zugrunde gerichtet. Aber er war ein Genie, nicht nur ein Außenseiter. Im „Sport“ dominierte er alles. Wenn er besoffen war, schrie er herum, haute auf die Musikbox, daß es nur so krachte und verlangte von jedem, der irgendwie nach Geldhaben aussah, mit der größten Selbstverständlichkeit ein Bier, das er dann aus der Flasche in zwei bis drei Zügen leerte. Nach zehn und mehr Flaschen, sagte die Kellnerin, Frau Paula, halb streng, weil sie wußte, daß es sowieso nichts nützt und weil sie den Schürrer anscheinend irgendwie mochte: „Aus jetzt. Schluß jetzt, Schürrer, du bekommst nichts mehr!“ – bis zur nächsten Flasche. Die Frau Reichmann hinter ihrem Pult schaute streng und drohte mit der Polizei, die sie auch rief, wenn es gar nicht mehr anders ging. Die Beamten nahmen dann den Schürrer ohnehin nur bis auf die Straße mit und sagten, er solle verschwinden und sich nicht mehr so schnell hier blicken lassen. In allen an-



Im Muhlviertel, um 1944

Foto: Archiv Wiplinger



Mit Viktor Matejka, 1985 in der Kleinen Galerie

Foto: Archiv Wiplinger

deren Wiener Lokalen hatte er Lokalverbot. Man konnte mit ihm nirgendwohin gehen. Nur im „Sport“ saß er jeden Abend bis zur Sperrstund', bis Mitternacht, und manchmal noch darüber hinaus. Wohin er dann taumelte, wußte kaum einer. Schürer hatte damals keinen festen Wohnsitz. Er hatte eine Schwester, die sich ständig um ihn sorgte. Er hat einmal ein paar Nächte bei mir übernachtet, das war nicht lustig.

Die am Schluß Ihrer Interviews übliche Anekdote kann ich gleich hier erzählen: Nach diesem Besuch waren die Glastür und mein geliebter Donauland-Kofferplattenspieler hin. Das Sofa war auch unbrauchbar. Den Plattenspieler hat er zertrümmert, weil er die Musik, die ich aufgelegt hatte, nicht mochte. Vielleicht mochte er sie aber doch, nur eben an jenem Abend nicht ...

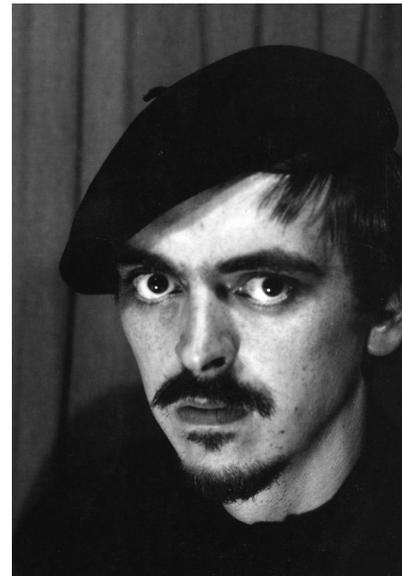
Wie sind Sie zur Dichtung gekommen?

Wiplinger: Das erste Gedicht, das ich in meinem Leben gehört habe, war vielleicht der Auszählreim „Eins, zwei, drei – und du bist frei!“ Im Lauf meines bisherigen Lebens – und das gilt auch sicher noch für das mir verbleibende – habe ich mir oft gewünscht, daß dieser Reim als Lebenswahrheit stimmt, aber so einfach war und ist es leider nicht. Das erste tatsächliche Gedicht habe ich 1945, also mit etwa sechs Jahren gehört, als ein russischer Oberst (ein sowjetischer Besatzungsoffizier, wahrscheinlich ein Jude, vom Zivilberuf ein Germanist an der Moskauer Universität) in Uniform und strammer Haltung ganz feierlich und minutenlang aus den „Duineser Elegien“ von Rainer Maria Rilke zitiert hat. Mit offenem Mund und ganz erstaunt, daß es so etwas gibt, daß unser russischer Oberst, der Sowjetsoldat, der sonst mit seinen Solda-

ten nur russisch sprach, plötzlich auf Deutsch, mit mir verständlichen Worten, wiewohl nicht verstehbarem Sinn, auswendig und fehlerfrei, wie ich heute weiß, die siebte Duineser Elegie rezitierte. Noch heute kann ich mich ganz deutlich an diesen Augenblick erinnern und kann noch immer den Anfang dieser Elegie, der da lautet: „Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen ...“ Etwas Geheimnisvolles war in diesem Augenblick der Begegnung mit dem ersten wirklichen Gedicht, mit Rilke, mit dem das Gedicht zitierenden Oberst, und etwas Wunderbares; und das ist mir als Zeichen und Stigma für Poesie, für das Poetische überhaupt (H. C. Artmann) bis heute geblieben.

Bestehen heute noch sozusagen „literarische Beziehungen“ zum Mühlviertel?

Wiplinger: Zum Beispiel mit dem Friedl Stix (Univ.-Prof. Dr. Gottfried Stix), der übrigens der älteste Schriftsteller ist, den ich kennengelernt habe. Im April dieses Jahres wurde er 98. Wir sind, so darf ich sagen, miteinander gut befreundet. Ein fixes Thema unserer Telefonate ist das obere Mühlviertel. Konkret geht es um Aigen am Böhmerwald, wo er so wie ich am Hagerberg Schi gefahren ist und in der Großen Mühl gebadet hat. Eine andere gemeinsame Liebe ist Rom, wo Friedl an die fünfzig Jahre als Lektor für Österreichische Literatur an einer dortigen Universität gelehrt hat. Der Stix ist ein Hajku-Meister. Auch das verbindet uns: Die Kürze, die Knappheit, das Aufspüren und Ausdrücken des Poetischen in ihr. Aber immer, wenn wir miteinander telefonieren, reden wir vom Böhmerwald, den wir beide nicht nur lieben, sondern dem wir uns zugehörig fühlen, der uns auch geprägt hat. Das Mühlviertel ist nämlich eine Landschaft, die den Men-



Selbstporträt „Der Existentialist“, Automatenfoto am Wiener Westbahnhof, ca. 1965

schen in ganz besonderer Weise prägt, so daß sich im Menschen etwas von der Landschaft widerspiegelt und wiederfindet. Das ist die Stille, das Schweigen, das Stillsein, die Liebe zum Leisen, anstatt zum Lauten; daß man so leise ist, daß man den Wind hören kann, wenn er über die wogenden Felder und die Wipfel der Bäume streicht.

Notieren Sie sich Begegnungen mit Dichterkolleginnen und -kollegen?

Wiplinger: Ja. Ich kann Ihnen eine kleine Auswahl geben, denn neulich habe ich vieles aus der Erinnerung aufgeschrieben: Die beiden eigenartigsten, um nicht zu sagen skurrilsten Dichter, die mir je begegnet sind, waren der Kulterer und der Zoltán Vér. Beide waren in der Szene bekannt. Hubert Fabian Kulterer als lebende Legendenfigur. Er hat einst die Zeitschrift „Eröffnungen“ herausgegeben, Ezra Pound besucht und sich im Dunstkreis der „Wiener Schule des Phantastischen Realismus“ um Ernst Fuchs bewegt. Seine Dissertation über die Haus-, Hof- und Flurnamen des Jauntales in Kärnten mit einem Umfang von etwa 900 Seiten habe ich mir einmal bei einem meiner vielen Aufenthalte in Kärnten vorgenommen. Eine akribisch genaue Arbeit mit Details bis ins kleinste überhäuft und von bald ermüdender Endlosigkeit eines bienenfleißigen Feldforschers. Eine wissenschaftliche Karriere wäre ihm sicher offengestanden, aber so etwas verschmähte der Kulterer. Er hat sich lieber der Kunst, der Literatur zugewandt. Ich weiß nicht, ob der Kulterer je etwas jobmäßig gearbeitet und wovon er eigentlich gelebt hat. Niemand weiß das. Jedenfalls tauchte er überall in der Szene auf, auch



1982 in Makedonien / Jugoslawien; v. li.: Petar Tyran, Gert Jonke, P. P. Wiplinger, Gustav Chalupka und Harry Kuhner

bei Vernissagen. Geschrieben hat er kaum etwas. Er hat mir aber einmal ein Buch von sich gezeigt, ein schmales Bändchen, in dem auf jeder Seite nur ein Satz beziehungsweise der Teil eines Satzes steht; das ganze Büchlein bestand also aus einem einzigen Satz. Genial, so eine Publikation in seiner Bibliographie zu haben. Der Kulterer war absolut gescheit und gebildet, und zwar umfassend. Er war so etwas wie ein Lebensphilosoph. Gespräche mit ihm waren anregend, ein Hin und Her im Geben und Nehmen. Der prägnanteste Ausdruck eines gesicherten Bekenntnisses von ihm war sein Spruch: „Heast, Jolly, das ist aber wirklich so und nicht so.“ Damit war alles gesagt. Auffallend war sein Kleidungsstil, ein Mix aus fast allen – längst vergange-

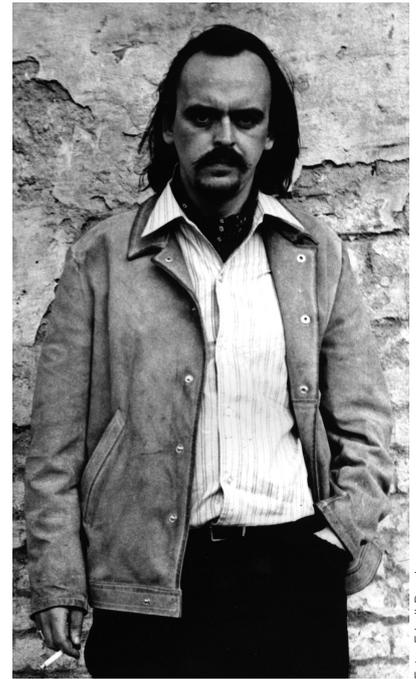
überschwänglich. Er erinnerte sich an alles und konnte glaubwürdig Anteilnahme vermitteln. Manchmal dachte ich, daß er vielleicht gar nicht wirklich lebt, sondern als Legende, als Erscheinung aus einer ganz anderen Welt.

Der ungarisch-österreichische Dichter Zoltán Vér forderte stets die exakte Aussprache seines Namens ein: Scholtaan Veer, Vér mit schmalem Mund, wie beim Wort Beere. Daß er ein Dichter war, wußten nur er selber und ein paar von ihm sorgfältig ausgesuchte Vertraute. Er hatte einen großen Bekanntenkreis, da er fast auf jeder Veranstaltung war, allerdings nur bei solchen der bildenden Künste. Den Literaturbetrieb verachtete er zutiefst. Er weigerte sich, etwas zu publizieren. „Nein, wirklich nicht, ich prostituere mich doch nicht!“, sagte er oft entrüstet zu mir. „Ich habe mein Notizbuch, das genügt mir“, pflegte er zu sagen, und schon zog er das schmale Büchlein aus der Innentasche und sagte: „Nur ein Gedicht, Paul, nur ein Gedicht!“ Sogleich stellte er sich unter die nächste Straßenlaterne, denn ein solcher Augenblick war meistens lange nach Mitternacht. Es waren aber mehrere Gedichte, die er vorlas – und dann noch eines und noch eines. Wehe, man machte Anstalten zum Aufbruch! Man wäre sofort „einer von diesen Banausen“ gewesen, die er verachtete. Sich selbst hielt er für einen großen Dichter, der die Einsamkeit des Dichtens und im Dichten und in den eigenen Gedichten brauchte. Für ihn zählte nur der reine Gedanke, die reine Poesie. Alles andere interessierte ihn nicht, lehnte er ab, hatte keinen Platz in seinem Leben. Von seinem Tod erfuhr ich aus einer Zeitung, die ich einem verschnürten und für irgendwen abholbereiten Bündel, das in einer schabigen Schiffahrts-Station am Budapester Donauufer lag, entnommen hatte. Die rein zufällig entdeckte Todesanzeige gab mir einen Stich ins Herz. Wo wohl das Notizbuch mit seinen Gedichten geblieben ist? Einem Kulturattaché vom



In Ljubljana mit Andrej Kokot, 1989

nen – Stilrichtungen und Utensilien. Und er trug einen langen Bart, wie es sich für einen Gelehrten, einen Privatgelehrten des 19. Jahrhunderts oder der Zeitlosigkeit geziemt. Eine auffallende Erscheinung, die unvermutet und überraschend, meist zum Schluß einer Veranstaltung (mit Buffet) auftauchte. Alte Bekannte und Freunde begrüßte er herzlich, fast



In der Gartengasse, Wien um 1970

Foto: Friedl Bonny

Collegium Hungaricum und meinem ungarischen Freund Gábor Görgei, der für kurze Zeit Kulturminister in der ungarischen Regierung gewesen ist, habe ich gesagt: „Sucht das Gedichte-Notizbuch vom Dichter Zoltán Vér!“ Aber ich glaube, daß sie Wichtigeres zu tun hatten.

Auch Joe Berger war Gast im „Sport“. Mit seinem gesunden und mit seinem inneren Auge sah er alles ganz genau und sofort. Jede schöne Frau und jeden „Schweinehund“, den er nicht mochte. Aber die „feinen Pinkel“, wie man sie im „Sport“ nannte, kamen sowieso nicht zu uns nach hinten, zu den dreckigen Tischen. Die hatten ihre Plätze vorne bei der Ausschank, wo die Frau Chefin, Frau Reichmann, saß und über alles wie ein Wachhund wachte. Diese feinen Pinkel saßen dort auf abgewetzten Polstersesseln und bekamen ihr Bier automatisch mit einem Glas serviert. Wir anderen natürlich nicht. Verlangte man eines, schaute einen die Paula verwundert an und schüttelte den Kopf. Joe war ein Weiberheld. Er vögelte alles, was er kriegen konnte. Und er konnte viele kriegen, trotz seiner vermeintlichen Häßlichkeit. Ja, er steigerte gerne diese Häßlichkeit, indem er Grimassen schnitt, sein lädiertes Auge dabei einsetzte und schrie: „Ich bin der Quasimodo!“ Aber die „Weiber“ mochten das und ließen sich reihenweise abschleppen. Wohin, das wußte niemand. Er konnte sehr direkt werden: „Heast, fesche Kotz, wüst mid mia pudern?“ Ich erinnere mich an seinen emphatisch hinausgeschrieenen Schlachtruf: „Huatela,



Mit der Malerin Krista Kornfeind und Milo Dor, 7.5.1986

Foto: Archiv Wiplinger

huatela!“ – was das auch immer bedeuten mochte. Dieser Ausruf markierte so etwas wie sein gesteigertes Lebensgefühl oder seine auf diese Formel gebrachte Aussage über einen Menschen, über die Gesellschaft, über die Politik, über die Frauen, über die Welt. Ich finde es herrlich, daß sich Joe Berger auf diese Art und Weise im Gedächtnis, in der Erinnerung seiner Weggefährtinnen und Weggefährten und überhaupt in der ihn umgebenden Menschheit „verewigt“ hat. Dem Wolfi Bauer hat das sicher auch gefallen, er hat ihm nämlich, ihn so ähnlich charakterisierend wie ich jetzt, die Totenrede beim Begräbnis gehalten. Joe Berger hatte ein mitfühlendes Herz und ein kindliches, sanftes Gemüt.

Einer, der nie im „Sport“ war, weil er wirklich nirgendwo dazugehörte und kaum mit jemandem sprach, sondern nur trank, war der „letzte Arbeiterdichter Österreichs“, wie er sich selbst bezeichnete, Otto Kobalek. Er saß jeden Abend im „Bücke dich“, einem Souterrain-Lokal an der Zweierlinie, mit einem Achtel billigen, schlechten Rotwein an der Theke und starrte schweigend vor sich hin. Sogar die Bestellungen tätigte er schweigend mit sparsamen Handbewegungen. Mich interessierte dieser „letzte Arbeiterdichter“, ich suchte seine Nähe und setzte mich neben ihn. Er aber, soweit ich mich erinnern kann, sagte: „Red’ mi’ bloß ned on!“ Es hieß, er kenne die Arbeiterdichter, die früher in der „Arbeiterzeitung“ vor dem Krieg Gedichte veröffentlichten. Kobalek haßte den „Schmarrn, den es heutzutage gibt“. Vom billigen Wein waren seine Lippen und die Zunge stets blau. Er trug immer das gleiche ungewaschene Gewand und stank etwas. Aber sein schweißiger Körpergeruch wurde von einem Kohle-Odeur überdeckt und verlieh ihm eine herbe Note. Er hauste nämlich in einem Kohlenkeller, den er von seiner Mutter geerbt hatte und den er nach Bedarf betrieb. In diesen Kohlenhandlungen, die es damals noch gab, befand sich oft eine Art Verschlag, der als Büro diente. Dort stand manchmal auch eine alte, dreckige Couch, auf der man, mit einem Kotzen zugedeckt, die Nacht verbringen konnte. In der Früh sperrte man sein Geschäft erst auf, wenn die ersten Kunden kamen. Obwohl der Kobalek also eigentlich ein Geschäftsmann war, weil er ja ein Geschäft hatte, war er doch „der einzige lebende österreichische Arbeiterdichter“. Mit ihm und dem grundlegenden verderblichen Wandel der Sozials ist dieses Genre der Literatur ausgestorben. Angeblich hatte der Kobalek einen ganz berühmten Bruder, einen berühmten Maler, dessen Werke auf dem Inter-



Foto: Franc Wakounig

Mit dem slowenischen Bildhauer und Schriftsteller Tone Svetina, 1989

nationalen Kunstmarkt preislich ganz oben rangieren. Dieser Halbbruder des Arbeiterdichters Kobalek soll angeblich Franz West sein.

Jeannie Ebner war eine Dame, eine auf mich etwas exotisch wirkende Frau, da sie in Sydney geboren wurde. Sie war, vor allem in jungen Jahren, bildschön. Ebner verkehrte im legendären „Strohkoffer“, einem Künstlertreff der Maler und Bildhauer. Sie hatte Bildhauerei studiert und trat zunächst als bildende Künstlerin auf. Erst später verschrieb sie sich ganz und gar der Literatur. Sie war hochgebildet und stets von einer Aura der Würde umgeben. Zuhause war sie in einer winzigen, mit Büchern vollgepackten und unglaublich nach Zigarettenrauch miefenden Gemeindewohnung am Mittersteig. Ihr Mann war Chemiker. Beide tschickten, was das Zeug hielt. Kochen lag ihr nicht, sagte sie mir einmal, „aber ich muß es tun, der Ernstl braucht doch schließlich was zum Essen“. Sie selbst war mehr als genügsam. An einem Achterl Wein nippte sie fast stundenlang. Viele Jahre hindurch pflegte sie ihre vom Schlaganfall gelähmte Mutter. Das stand ganz im Gegensatz zu ihrer zierlichen, zerbrechlichen Er-

scheinung. Gekleidet und gepflegt war sie immer tipptopp. Meine Lebensgefährtin Susanne liebte sie ganz besonders. „Sei froh, daß du sie hast“, sagte Jeannie immer wieder zu mir, „die schaut auf dich!“

Woran arbeiten Sie derzeit?

Wiplinger: An einem Gedichtband mit dem programmatischen Titel „Spuren im Sand“. Ich hoffe, daß mein Leben einige Spuren hinterläßt. Spuren, die es vorher nicht gab. Spuren, die für eine kurze Weile sichtbar bleiben, um dann wieder zu verschwinden. Spuren im Sand eben. Dieses Interview hat ausgelöst, ausführlich über die vielen Begegnungen mit Schriftstellerinnen und Schriftstellern zu schreiben. Von den Anfangszeiten, wie ich sie oben skizziert habe, bis in die jüngste Gegenwart. Es ist ein kaleidoskopartiges, sehr subjektiv gestaltetes kleines literarisches Lexikon entstanden, das Personen charakterisiert, die mir begegnet sind; bei verschiedenen Anlässen, zu verschiedenen Zeiten und in unterschiedlichster Art und Weise. Ein Schwerpunkt meiner Schilderungen sind die Begegnungen mit Kolleginnen und Kollegen aus meinen bevorzugten Bezugsländern, nämlich aus dem slawischen Raum. Momentan bin ich im Manuskript auf Seite 98. Aus diesen Schilderungen ist auch mein eigenes Ich herauszulesen. Und damit biete ich auch eine Begegnungsmöglichkeit mit mir. „In Beziehung treten“ mag eine etwas altmodische Formulierung sein, aber sie beschreibt genau das, was bei einer Begegnung geschieht: Es ist, als betrete man einen anderen Raum. Aus der Flüchtigkeit einer oft nur zufälligen Begegnung können sich Eindrücke wie Sedimente absetzen. Die Erinnerung ist wichtig – später. So wie bei dem, was ich hier festgehalten und niedergeschrieben habe.

Vielen Dank und alles Gute für die Zukunft.

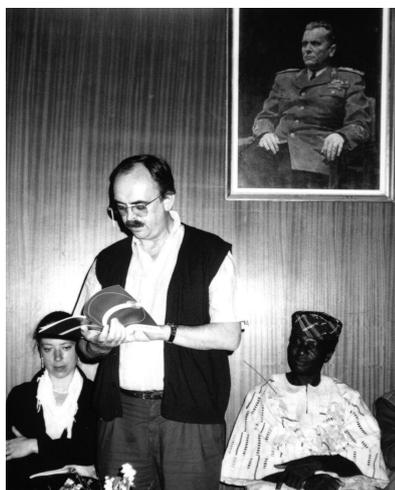


Foto: Archiv Wiplinger

Bei einem Poesie-Festival in Sarajewo, 1986